№ 22. Erscheint wöchentl. 2 Mal. **Stettiner Hausfreund.** Sonntag, den 18. März 1866.

Ignez von Toledo.

Historische Novelle von Georg Lotz.

I.

Der Student und der Weinhändler.

Wenn jemals ein Scepter in weibliche Hand gerieth, so war es das des Enkels Ludwigs XIV., des Herzog von Anjou, der unter dem Namen Philipp V. den Thron Spaniens erhielt. In jener Epoche, nämlich im Jahre 1700, als das Haupt dieses Prinzen mit der Königskrone geschmückt wurde, ließen seine schönen Anlagen viel von ihm erwarten: er besaß alles Erforderliche, wenn auch gerade nicht um ein großer König zu sein, doch wenigstens um einen Thron anständig zu behaupten. Die Hoffnungen derjenigen aber, denen er seine Erhebung verdankte, währten nicht lange. Ein Jahr darauf ungefähr langte eine für alle Zeiten berühmte Frau, die Prinzessin von Ursino, Herzogin von Bracciano, von Rom, wo sie ihren Wohnsitz aufgeschlagen, in Madrid an, um dort das wichtige Amt einer Ehrendame bei der jungen Prinzessin von Savoyen zu bekleiden, welche sich mit Philipp V. vermählt hatte.

Die Herzogin von Ursino war ein in jeder Rücksicht verführerisches Weib; sie war geistreich und besaß viel Ehrgeiz und Energie. Der König und die Königin waren beide zu jung, sie waren nur sechszehn und siebzehn Jahre alt, um denjenigen zu mißtrauen, die sich ihnen näherten. Die Herzogin wußte das und benutzte es auf sehr geschickte Weise. Ihr Einfluß auf die Angelegenheiten Spaniens währte vierzehn Jahre lang, ohne daß irgend etwas denselben auch nur im Geringsten erschüttert hätte. Nach Verlauf dieser Zeit aber glaubte man, dieser ihr Einfluß sei gewissermaßen eingeschlummert; da aber richtete sie sich noch kräftiger auf als je zuvor. Die junge Königin starb; der König, dem diese schmerzliche Begebenheit das Escurial verhaßt gemacht hatte, hatte sich in den prachtvollen Palast des reichen Herzogs von Medina Celi zurückgezogen, der ihm denselben mit aller Ehrfurcht angeboten hatte. Dort war es, wo die Favoritin ihre ganze Macht entfaltete und diejenigen erzittern machte, die ihren Sturz vorhergesagt hatten. Da sie einzig und allein die Zurückgezogenheit des Monarchen theilte, wußte sie so geschickt sich in sein Vertrauen einzuschmeicheln, daß sie, wie man versichert, daran dachte, obgleich sie vierzig Jahre älter war als er, den Platz neben ihm auf dem Throne einzunehmen.

Die kühne Frau aber hatte allzu sehr auf ihre Macht gerechnet. Geblendet von dem Glücke der Frau von Maintenon, das sie auch für sich zu erstreben hoffte, beobachtete sie in ihrer Handlungsweise so wenig Vorsicht, daß der König den festen Entschluß faßte, dies Joch von sich abzuschütteln.

Als die Herzogin nun mit Schrecken gewahrte, daß sie ihren stolzen Träumen entsagen müsse, veränderte sie plötzlich ihre ganze Tactik. Ein Mittel blieb ihr noch, um wieder in die königliche Gunst zu gelangen, dies bestand darin, sich ihren Feinden zum Opfer zu bringen und Philipp V. mit einer Prinzessin zu vermählen, die stark genug war, seinen beweglichen Geist zu lenken, und wiederum auch schwach genug, sich selbst leiten zu lassen. Die Favoritin machte in dieser Rücksicht ihre Eröffnungen dem Gesandten von Parma, der ihr Vertrauen besaß.

Alberoni, einer der geschicktesten und ausgezeichnetsten Höflinge seiner Zeit begriff, welchen Nutzen er nicht für die Herzogin, sondern für sich selbst, aus einer solchen Verhandlung ziehen könne. Er schlug, was auch angenommen wurde, die Hand der Prinzessin Elisabeth Farnese, der einzigen Tochter seines Souverains, vor. In weniger als einem Monate wurde die Grundlage dieser Verbindung festgestellt, und Alberoni machte sich auf den Weg, um die junge Prinzessin nach Spanien zu führen, deren Vermählung von dem Cardinal Hazzadini und dem Cardinal Aquaviva, dem Repräsentanten Philipps V., abgeschlossen worden war.

Am 6. September 1715 schiffte sich die junge Königin in Genua ein, durchzog den Süden Frankreichs, begleitet von dem Marquis de los Balbazes, von der Prinzessin von Plombino, einer ergebenen Freundin der Herzogin von Ursino, und von Alberoni. Am 18 November langte sie in Bayonne an, wo sie wegen Un-

wohlseins einige Zeit lang zurückgehalten wurde; am 10. December kam sie durch Navarra, und am 23. zog sie in Xadaragua ein, bis wohin der König ihr entgegen kommen sollte.

Von dem folgenden Tage an beginnt die interessante Begebenheit, welche wir dem geschätzten Leser jetzt erzählen wollen.

An dem eben bemerkten Tage, an einem kalten Wintermorgen, wanderte ein junger Mann, von sehr bescheidenem Aeußeren, zu Fuße auf der Landstraße, die von Guadalaxara nach Xadaragua führte. Er trug den unscheinbaren abgetragenen Anzug eines spanischen Studenten. Von Zeit zu Zeit hemmte er seine Schritte, um seine Zopates, oder Schuhe von weißem Leder, die ein langer Gebrauch ungemein abgenutzt hatte, wieder aufzuziehen, und oft drückte er die blaue Mütze fester auf die vollen Locken. Damals war jene Landstraße weder grade, noch breit, noch gepflastert. Der Regen hatte sie fast eben so sehr wie die Hand der Menschen in die Felsen der Sierra Ayllon gebahnt. Kaum konnten die Wagen weiter gelangen, und selbst der Fußgänger hatte viel zu thun, um auf derselben fortzukommen.

Als nun der junge Wanderer eine Stelle erreichte, wo der Weg rechts und links abführte, weshalb sie ohne Zweifel dell Crusado genannt wurde, ward er plötzlich durch den ausgestoßenen Ruf: „Ein Almosen, um Gotteswillen!" aufgehalten. Es war ein Bettler, der niedergekniet auf einem Felsblock das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch nahm. —

Da der Student nicht glaubte, daß diese Bitte an ihn, den so ärmlich gekleideten Wandersmann, gerichtet sein konnte, wollte er ruhig seinen Weg fortsetzen, plötzlich aber schrak er zusammen, denn als sein Blick auf den Bettler fiel, sah er die Mündung eines Pistols auf sich gerichtet.

Vor ungefähr hundert Jahren waren in Spanien die Benennungen Bettler und Bandit fast gleichbedeutend, was man nicht durch Flehen erlangen konnte, verschaffte man sich durch Gewalt. Unser junge Wanderer kannte diesen Gebrauch, und da er sich nicht durch Weigerung den bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Folgen aussetzen wollte, fuhr er mit stummer Resignation in seine Tasche, die leider nur wenig gefüllt war.

„Was macht Ihr denn da, Caballero?" rief plötzlich die rauhe Stimme eines Dritten, der so eben hinzugetreten war.

„Das seht Ihr ja, ich gehorche," sprach schüchtern der arme Student, indem er auf das Pistol deutete.

Der Neuangelangte war ein Mann von 45 bis 50 Jahren, von hohem kräftigen Wuchs, mit einem feurigen Auge, braunem Colorit und schwarzem Haar. Sein Anzug bestand aus einem gelbfarbigen Rocke, rohen grauen Camaschen und einem breiten Hut, Sombrero geheißen. Ein einziger rascher Blick von weitem überzeugte ihn, wovon die Rede sei, mit einem großen Sprunge stand er dicht vor dem Bettler, entriß ihm das Pistol und hob drohend seinen Stock. „Elender," rief er, „schämst Du Dich nicht, Dein schändliches Gewerbe auf diese Weise zu treiben? Wenn Du Dich an einen Hidalgo wendest, immerhin; ein Hidalgo ist reich und kann zahlen. Daß Du aber Geld erpressen willst von einem jungen Mann, der dem Anscheine nach kaum die Haut auf den Knochen hat, das ist eine Nichtswürdigkeit!" Der Bettler wollte sich aufrichten. „Rühre Dich nicht, wenn Dir Dein Leben lieb ist," fuhr der Fremde fort, „ich zerschmettere Dir sonst das Gehirn." Bei diesen Worten erhob er das Pistol, schoß es in die Luft ab und warf es alsdann dem Bettler wieder zu. „Denke an meine Worte, Diego," rief er dabei, „treffe ich Dich wieder auf diese Weise, sollst Du es bezahlen, Du weißt, ich bin ein Mann von Wort. — Was aber Euch betrifft, junger Mann, sprach er, sich zu dem wendend dem er die Börse ja vielleicht das Leben gerettet hatte, „so rathe ich Euch, Euch nicht wieder auf diese Landstraße zu wagen, besser Ihr schlagt Seitenwege ein." Aber darf ich fragen, mit wem ich eigentlich die Ehre habe zu reden?"

„Alsogleich. Vor allen aber danke ich Euch für den wichtigen Dienst, den Ihr mir so eben geleistet," erwiderte der Student, der sich noch grade wieder von seinem Schrecken erholt hatte. „Ich nenne mich Feliciano."

Ein schöner Name das, ich gratulire, er wird Euch Glück bringen.

„Ich danke für die Prophezeihung! Ich bin geneigt daran zu glauben, nachdem was mir bereits begegnet ist."

„Ich wollte, mein Name wäre eben so glück-

verheißend," sprach der Fremde, „ich heiße Domingo. Ihr seid — —"

„Ein armer Student aus Salamanka."

„Ich bin ein Weinhändler, der so eben aus der schönsten Stadt Spaniens, aus Sevilla, kommt. Ihr kennt doch das Sprichwort: Wer Sevilla nicht geschauet hat, hat das größte Wunder nicht gesehen. Aber mir scheints, daß wir dieselbe Straße ziehen, da können wir ja zusammen wandern, wenn es Euch gefällt."

„Mit tausend Freuden, Sennor," versetzte der Student, „ich werde das Vergnügen haben, mit Euch zu plaudern und kann unangefochten weiter schreiten, denn unter dem Schutze Eures Stockes weiß ich meine Paar Maravedis in Sicherheit."

Unsre beiden Wanderer traten ihre Reise an und kämpften gegen den Wind an, der durch die engen Hohlwege der Sierra pfiff. Nach ungefähr zehn Minuten hatten sie den Felspfad hinter sich. Nun zeigte sich ihren Blicken eine Venta, wo sie einkehrten und wohl eine Viertelstunde lang rasteten. Sie leerten einen Krug Alikante, den der Weinhändler bezahlte. Sie waren jetzt schon so vertraut mit einander, als ob sie sich bereits seit zehn Jahren gekannt hätten. Nichts befördert die Freundschaft leichter als der Wein, die Galanterie und der Schnupftaback.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Berlin. Vor etwa zwei Jahren war aus seiner Heimath Oldendorf bei Grotkau ein Müllergesell Namens Rüdel hier eingewandert; er schien das Leben in Berlin ganz angenehm zu finden, das Heimweh plagte ihn nicht, seinen Angehörigen daheim gab er bald gar keine Nachricht, so daß dieselben schließlich Nichts mehr von ihm hörten. Da langte im Sommer v. J. plötzlich an den Vormund des Müllergesellen in Oldendorf ein Schreiben Seitens der Berliner Charité-Direktion an, worin gemeldet wurde, daß Rüdel hier in der Charité verstorben sei; zugleich wurde der Vormund aufgefordert, Kur- und Beerdigungskosten, welche der Verstorbene verursacht, aus dem Nachlasse zu entnehmen und der Direktion einzusenden. Man wußte nun also, wo Rüdel ein Ende genommen, die verlangten Kosten wurden eingesandt und die Angehörigen betrauerten den jungen Mann, welcher in der Blüthe seiner Jahre fern von seiner Heimath ein frühes Grab gefunden hatte. Vor etwa zwei Monaten führten nun Geschäfte den Onkel des Verstorbenen nach Berlin; als derselbe eines Tages durch die Straßen wanderte, wurde in ihm eine stille Wehmuth wach, als er von Weitem einen jungen Mann erblickte, der mit seinem so früh dahin geschiedenen Neffen eine auffallende Aehnlichkeit hatte. Das war derselbe Wuchs, derselbe Gang, dieselben Gesichtszüge. Aber je näher er dem jungen Manne kam, desto mehr war der Onkel geneigt, an einen Geist zu glauben, welcher aus dem Grabe auferstanden wäre; eine so vollständige Gleichheit in ihrer äußern Erscheinung konnten zwei Menschen nicht haben. Als aber beide in unmittelbare Nähe gekommen waren, stürzte der junge Mann mit den Worten: „Lieber Onkel!" auf diesen zu und — in den Armen lagen sich beide. Der gute Onkel trug zugleich aber so sehr die Zeichen der Ueberraschung und des Schreckens an sich, daß er kein Wort hervorbringen konnte und der junge Mann alsbald fragte, was ihm eigentlich sei. „Junge," sagte der Onkel, „bist Du's aber denn auch wirklich? Ich kann's noch gar nicht recht glauben. Wir haben Dich ja Alle als längst todt betrauert; die Charité-Direktion hat es uns geschrieben, daß du im Krankenhause gestorben und auf dem Charité-Kirchhofe begraben worden seiest, sie hat uns auch Deinen Todtenschein und eine Kosten-Rechnung geschickt, die wir für Dich bezahlt haben, und jetzt stehst Du vor mir, bist Du's wirklich oder ist es Dein Geist?" Der Neffe versicherte dem Onkel, daß er kein Geist sei, sondern Fleisch und Blut habe und drückte sein höchstes Erstaunen über das aus, was er soeben gehört hatte. „Ich bin ja immer frisch und gesund und niemals in der Charité gewesen," rief er. Das Nächste, was nun geschah, war, daß man sich nach der Charité begab, um die Sache aufzuklären; dort wurde dem jungen Mann zunächst die Weisung ertheilt, eine polizeiliche Bescheinigung beizubringen, daß er wirklich derjenige sei, für den er sich ausgebe. Der wiederauferstandene Neffe erschien nun auf der Polizei, um ein Attest zu erbitten, daß er wirklich der Müllergesell Rüdel, jedoch nicht in der Charité gestorben und auf dem Charité-Kirchhof begraben, sondenn noch am Leben und frisch und gesund sei. Als das Attest ausgestellt war, wurden von der Sachlage auch sofort dem Vormund in Oldendorf Nachricht gegeben, welcher nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als an die Charité-Verwaltung das Gesuch zu richten, Kur- und Begräbnißkosten, welche der angeblich Verstorbene verursacht hatte, zurückzuschicken. Vor kurzer Zeit sind denn auch an den Vormund in Grotkau die Kosten mit dem Bemerken zurückgesandt worden, daß dem Vorfall ein Versehen zu Grunde liege, welches man zu entschuldigen bitte.

Berlin. Im Lokale des vorstädtischen Handwerker-Vereins in der Gartenstraße fand am Sonntag Vormittag eine zahlreich besuchte Versammlung von Maschinenbauern statt, welche den Zweck hatte, die ersten Schritte zur Gründung eines Vereins zur gegenseitigen Unterhaltung und theoretischen Fortbildung unter den Maschinenbauern zu thun. Die nächste Veranlassung dazu war der allgemein laut gewordene Wunsch, die Uebelstände bei der bestehenden Kranken- und Sterbekasse so viel wie möglich abzuschaffen, und durch neue Statuten den Mitgliedern immer größeren Einfluß auf die Leitung der Geschäfte zu sichern. Ueber 15,000 Maschinenbauer arbeiten in etwa 140 Maschinenbauanstalten in Berlin, und hat die Kranken- und Sterbekasse ein Vermögen von mehr als 53,000 Thaler. Die Bildung des Vereins wurde unter allgemeinem Beifall genehmigt und ein provisorisches Comité auf drei Monate ernannt, welches

die Angelegenheit in die Hand nehmen wird. Aus 56 Maschinenbauanstalten waren Vertreter zu dieser Versammlung geschickt, welche im Namen ihrer Collegen deren Beitritt erklärten; da alle großen und berühmten Firmen vertreten waren, so ist mit Gewißheit anzunehmen, daß der zu gründende Verein bald sämmtliche in Berlin weilende Maschinenbauer zu seinen Mitgliedern zählen wird. Der Beitrag ist auf vierteljährlich 3 Sgr. festgesetzt.

Berlin. Der Barbier und Heilgehülfe W. hatte von dem Eigenthümer M. in der K.-straße einen Keller behufs Ausübung seines Barbiergeschäfts für die Zeit vom 1. October 1865 bis dahin 1868 also auf 3 Jahre gemiethet. Der Vermiether hatte ihm hierbei die mündliche Erlaubniß ertheilt, über den Kellerhals seines Geschäfts Barbierbecken anzubringen. W. brachte demnächst auch diese Becken in der polizeilich vorgeschriebenen Höhe von 12 Fuß an. Dem Vermiether schien nun diese Firma an seinem Hause nicht zu gefallen, er widerrief vielmehr jetzt die von ihm, angeblich nur bedingungsweise, ertheilte Erlaubniß und verlangte sofortige Entfernung der beregten Gegenstände, klagte auch, da diesem Befehle nicht Folge gegeben wurde, auf Wegschaffung der Becken und behauptete, Miether habe sie vor seinem Fenster und so angebracht, daß er hierdurch in dem ruhigen Besitz seiner Wohnung gestört werde. Mit diesem Proceß wurde Kläger abgewiesen, weil 1) die Possessorienklage nicht gegründet sei, indem eine Besitzstörung nicht vorliege und 2) die Becken gleichsam die Firma der Barbiere wäre und jeder Gewerbetreibende zur Aushängung seiner Firma, wenn daran polizeilich nichts zu erinnern, befugt sei. Dem Kläger gefiel dieses Urtheil selbstverständlich durchaus nicht, er ließ vielmehr die Stange sammt Becken eines schönen Tages, allen Protestes ungeachtet, herausreißen und sie als gefundenes Gut zur Revierpolizei schicken. Der Polizei-Lieutenant hatte jedoch von dem Vorgange Kenntniß erlangt, er wies den ehrlichen Finder mit der lakonischen Bemerkung ab, die Gegenstände nur wieder dorthin zu bringen, wo er sie gefunden und Jener ging. Nunmehr war das Processiren am Miether. Dieser denuncirte auch sofort gegen den Vermiether wegen Diebstahls und klagte gleichzeitig im gewöhnlichen Proceß auf sofortige Wiederanbringung seiner Becken und sodann ruhige Belassung derselben an ihrem alten Ort. Mit der Denunciation wurde er aber abgewiesen, weil das Motiv der rechtswidrigen Zueignung fremden Eigenthums fehlte, ihm dagegen der Civilproceß anheimgestellt. Letzterer schwebt noch und bis zur Entscheidung desselben — und vielleicht noch länger — sitzt der Barbier W. ohne Becken und unbeachtet und ungesehen in seinem Keller und wartet auf Kunden.

Wien. (Ein Treffer auf drei Betroffene.) Drei Bauern aus M. im Banat haben im Verein vom dortigen Steueramte mehrere Loose zur Wiener Armen-Lotterie genommen und waren so glücklich, zu erfahren, daß eines derselben einen Treffer gemacht habe. Sie sendeten das Loos nach Wien. Da jedoch am zweitnächsten Tage der Treffer noch nicht angelangt war und wohl auch Einer dem Andern nicht traute, so faßten sie den Entschluß, insgesammt den Treffer persönlich zu erheben. Sie kamen zum Magistrat, wurden aber von dort zur betreffenden Wechselstube geleitet, von welcher die Gewinnste ausgefolgt werden. Bedächtig und mit Spannung betraten sie das Local; aber wie von einer kalten Douche übergossen und eingewurzelt standen sie da, als ihnen der Gewinn vorgezeigt wurde — eine Zündholzbüchse. Unter dem Worte „Treffer" verstanden sie eine große baare Summe in Gold oder Silber, oder sie würden sich auch noch eine von den unter Glasglocken herumstehenden vergoldeten Statuen von Heiligen haben gefallen lassen — aber eine Zündholzbüchse, das ging über ihren Horizont. Der Erste von ihnen, der zum Worte kam, machte seinen Unmuth in Worten der gröbsten Beleidigung Luft, und wäre es nicht inmitte der Stadt gewesen, so würden die Bauern aus dem Banat auch noch handgreiflich geworden sein. Belehrung wollten sie durchaus nicht annehmen, endlich kratzten sie sich hinter den Ohren, lamentirten, daß sie mehr als 50 fl. Geld ausgegeben haben, „um den Treffer da" zu sehen und zu beheben, und verließen in getäuschter Hoffnung das Local und voll gerechter Besorgniß darüber, daß sie in ihrer Heimat die Zielscheibe des Witzes und der Lachlust werden dürften.

— In dem Städtchen Tirschtiegel in Schlesien wurde am 1. März ein seltenes Fest gefeiert. Der Buchbindermeister M. Glogauer, 96 Jahre alt, feierte mit seiner Ehefrau, die das 93. Lebensjahr erreicht hat, die diamantene Hochzeit. Das hochbetagte Jubelpaar wurde am Morgen des festlichen Tages vom Bürgermeister im Namen der Bürgerschaft, sowie von dem Vorsteher der jüdischen Gemeinde beglückwünscht, worauf der Jubel-Braut von vier jungen Damen ein Myrthen-, Silber-, Gold- und Diamant-Kranz überreicht wurde. Später fand ein von der jüdischen Gemeinde veranstaltetes Diner statt, dem ein kleiner Ball folgte, welchen das Jubelpaar durch Anführung der Polonaise selbst eröffnete. Da die beiden Leute ohne Vermögen sind, so hatte man vorher eine Sammlung veranstaltet, die 600 Thaler ergab, welche, als sehr praktische Festgabe, dem Jubelpaare überreicht wurden. Der älteste Sohn der alten Leute zählt 72 Jahre, der jüngste 42 Jahre.

Berlin. In mehreren Häusern der Wilhelmsstraße sind in verschiedenen Nächten die auf den Höfen befindlichen Hähne der Wasserleitung, die in die Waschkeller führt, abgeschraubt und ist den Eigenthümern hierdurch, außer dem Metallwerth der Hähne, auch noch erheblicher Schaden dadurch zugefügt worden, daß, da der Haupthahn über Nacht nicht geschlossen war, was wohl in den wenigsten mit Wasserleitungen versehenen Häusern der Fall sein dürfte, das Wasser in die Keller strömte und diese, ehe der Diebstahl entdeckt wurde, vollständig überschwemmte, so daß am Morgen Hunderte von Eimern Wasser aus den Kellern getragen werden mußten.

Druck, Verlag und Redaktion von R. Graßmann in Stettin, Schulzenstraße 17.